Unwillkürlich sagte ich zur Mutter:

„Ein frommes Mädel. Aber kein Wunder, wenn Sie die Butter so dick streichen!“

„Warum wohl nicht!“ entgegnete die Frau. „Das — sie betonte das Wort sehr scharf — ist doch wohl dabei Ihr!“

„Das Geld wohl“, sagte ich, „aber auch die Butter?“

„Ach“, meinte sie schnippisch, „da schreiben sie jetzt so viel in den Zeitungen, man soll mit Fett sparen. Man soll sogar die Kartoffeln in der Schale essen! Ist das nicht lächerlich?“

„Es ist aber Krieg“, sagte ich, „und da sollen wir alle mithelfen. Jeder da, wo er kann!“

„Das wollen wir auch gern tun, aber auf unser Bißchen kommt es da doch nicht an.“

„Ist Ihr Mann nicht auch nur „ein Bißchen“ unter den Millionen deutscher Soldaten? Und er wird doch vom Deutschen Reiche gehalt! Und kann er nachher nicht mit Recht von sich sagen, daß auch er — das „Bißchen nur“ — die Schlachten hat mit gewinnen helfen! Viele Wenig machen ein Viel, liebe Frau. Gott strafe die Eigenbrödler!“

Die Eigenbrödler. Nun war es heraus, das Wort, das die kennzeichnen sollte, die ihr eigenes Brot in eigensinniger Gleichgültigkeit vom kategorischen Imperativ „Du bist ein Glied des Ganzen, der Nation“, ausnehmen wollen.

Der Meister brachte mich bis an die Tür, kraulte sich hinterm Ohr und sagte zu mir: „So etwas Aehnliches habe ich ihr auch schon einmal gesagt, aber sie meinte, wenn man erst einige im Hause anfingen so zu leben, wär's ihr auch schon recht. Aber anfangen damit? Dann wird leicht gesagt: Die haben nichts mehr auf'm Brot! Oder die werden geizig! Und das spricht sich dann so schnell herum! Man muß hier so so vorsichtig sein, daß man nicht ins Gerede kommt. Na, auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!“

Nachdenklich verließ ich den Barbierladen. Ist all das, was in Wort und Schrift über unsere Ernährung gepredigt worden ist, noch so wenig ins Volk gedrungen? Regieren noch Unverstand und Gleichgültigkeit im Lande? Wenn nicht sagein, tagaus Hunderttausende an Werten verloren gehen sollen, muß das anders werden. Aber wie?

Kriegsberufe für Frauen.

Man schreibt uns:

Die Betätigung weiblicher Hilfskräfte in Krankenhäusern, Kliniken, Instituten, Laboratorien, Apotheken und Versuchsstationen, die gewaltige gegenwärtig von diesen gesucht und ersetzt wird, kann naturgemäß nur dann in vollem Maße erfüllt werden, wenn eine ausreichende Vorbildung der Assistentinnen vorhanden ist. Diese Betätigungen gehen neben der eigentlichen Krankenpflege her und verlangen besonders vorgebildete weibliche Kräfte, die deshalb an den betreffenden Stellen gern genommen werden, weil männliche Assistenten schon zu Friedenszeiten solche Stellungen nur als Durchgangsposten betrachten, jetzt aber dafür überhaupt nicht zu haben sind. Gerade für diese Arbeit, welche verhältnismäßig geringe Anforderungen an körperliche Leistungsfähigkeit stellt, dagegen aber große Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit verlangt, sind weibliche Hilfskräfte sehr geeignet. Da nun aber in diesen Betrieben meistens keine Zeit ist, die weiblichen Hilfskräfte auf den verschiedenen Gebieten auszubilden, so sind für diese praktische Ausbildung Sonderkurse ins Leben gerufen worden, die diese Aufgabe auf sich nehmen.

Namentlich an der Universität Jena sind von den Leitern des hygienischen und pharmakologischen Instituts seit einigen Jahren solche Kurse zur Ausbildung von Laboratoriumsgehilfinnen eingerichtet, die allährlich wiederholt werden und jetzt eine erhöhte Bedeutung beanspruchen dürfen, denn die Schülerinnen der früheren Kurse befinden sich sämtlich in guten geeigneten Stellungen; eine Anzahl von ihnen sind als Laborantinnen in deutschen und österreichischen Kriegslazaretten tätig und wirken auch auf diesem Wege mit, dem Vaterlande praktisch zu helfen. Die Ausbildung, die hier gegeben wird, begreift sich namentlich auf allgemeine Biologie, Chemie, Physik, ferner Anatomie, Physiologie und Hygiene und geht auf das Ziel hinaus, gute Grundlagen für die berufliche Beschäftigung im Laboratoriumsdienst zu geben, bei welchem dann das Mindestgehalt in derartigen Stellungen im allgemeinen 1200 Mark beträgt. Als Vorbildung wird der Abschluß einer zehnklassigen höheren Mädchenschule (Lyzeum) oder der ihnen gleichstehenden Lehranstalten verlangt.

Der Krieg der Wienerinnen.

Aus Wien schreibt man der „Frkft. Ztg.“:

„Die Wienerinnen mobilisieren gegen jene schändenswerte Gottesgabe, die in den Auslweisen unserer Marktämter „wirm ungarische Fleisch- und Fettschweine“ heißt. Sie haben es nicht ganz leicht in diesen Tagen, zu denen sich der Metzgermesser eine Apotheerwage anschafft und der Speiset noch dem Tarif der feisten Kriegswucherschweine verkauft wird. Nun will man ihnen auch noch das Recht auf „Schweinerne“ verkürzen, das Sechsfarree ist vom Gingeiz besessen, unerschwinglich zu sein, es gibt keine Gulsstückel und schweinernen Karbonadel mehr. Nämlich: in dem Krieg, der gegen mancherlei Sorten von Schweinen geführt wird, erkennen sich die prima Fleisch- und Fettschweine ungarischer Herkunft eines aufreizenden Ausnahmezustandes. Sie können nicht geschlachtet werden, ihre Gebiete und Mäster mit den hundert Kilo Lebendgewicht und der imposanten Kragennummer erlauben es nicht. Denn diese Herrschaften sind der Meinung, daß Weltkrieg und Schweinepreise in einem Verhältnis stehen, von dem sie noch nicht genug profitiert haben. Auch sie sind Kämpfer, aber hinter der Front, und da sich dort gemeinsin weder Russen noch Serben zu stellen pflegen, führen diese Patrioten mit den umfänglichen Bäuchen und einer noch umfänglicheren Geldtasche ihren kleinen, privaten Profitkrieg mit den österreichischen Hausfrauen.

Diese Hausfrauen haben nun den Fehdehandschuh klug und mutig aufgenommen. Sie kehren den Spieß, der in diesem Falle ein Bratspieß ist, um und erklären dem Schwein, das an offenbarer Selbstüberschätzung leidet, nun ihrerseits den Krieg. Sie boykottieren das Karbonadel, das sie nicht bezahlen können und das sie übrigens schon noch unter dem dreißundertprozentigen Zuschlag, den die Patrioten von den Schweinemärkten diktieren, bekommen werden. Bis dahin fällt den tapferen Frauen allerdings eine Aufgabe zu, die auch männliche Kräfte überzeugen könnte. Denn diese Frauen haben nicht nur den Kampf gegen die hohen Schweinepreise, sondern auch den viel aufreibenderen Kleinkrieg gegen die ehebrecherische Lüsternheit zu bestehen. Die eheliche Eintracht und der Friede eines Wiener Hauses hängt nämlich viel inniger, als man glaubt, mit dem Steigenden und Sinkenden Kontum der poriersen Schweinschnitzeln zusammen, und die Männer stehen vor der gänzlich neuen und kaum erfreulichen Aufgabe, ihren Kindern beim Appetit auf Kuttelflecken, Nierndeln, Mohnnudeln und Gerßenstrudeln ein gutes Beispiel geben zu müssen. Untergeordnete Zustände wie dieser hinter der Front geführte Fleischkrieg erschüttern die Grundlage der Familie. Eine Schweinefetlse, die man nicht bekommen hat, gibt zu den schwersten Verstimmungen, nicht nur des Magens, Anlaß. Andererseits aber bringt ein Kilo Schweinerneres, das gegen jedes Herkommen vier Kronen oder eine Kleinigkeit darüber kostet, jedes noch so friedlich geführte und ohnehin von tausend Kriegsfährlichkeiten bedrohte Budget aus dem Gleichgewicht.

„Würdeloses Verhalten unserer Krankenschwestern?“

Vor einiger Zeit ging eine Brandmarkung von Krankenschwestern durch den Kommandanten der Festung Diedenhofen durch einen großen Teil der deutschen Presse. Die Schwestern sollen in unwürdiger Weise mit den französischen Verwundeten verkehrt, sie bevorzugt, ja sogar Liebeleien mit ihnen angeknüpft haben. Daraufhin hat die Berufsorganisation der Krankenschwestern zur Wahrung der Standesehre eine genaue Untersuchung eingeleitet, um festzustellen, welcher Art diese angeblichen Krankenschwestern sein. Im Namen des hochangesehenen Verbandes hat die Berufsorganisation dann das Ergebnis veröffentlicht. Es werden in den weitesten Kreisen verbreitet zu werden, damit falsche Anschauungen über den deutschen Krankenschwesternstand, der so Außerordentliches leistet, sich nicht festsetzen. Die Berufsorganisation hat festgestellt, daß die geringen Pflegerinnen überhaupt kein Recht haben, Krankenschwestern genannt zu werden, denn als Schwester sollen nur die bezeichnet werden, welche einer Schwesterngemeinschaft geistlicher oder weltlicher Art angehören. Aber auch als Pflegerinnen können die betreffenden Mädchen nicht angesehen werden, denn die offizielle Erwiderung, die der Berufsorganisation zuteil wurde, lautet: „Es handelt sich hier im vorliegenden Falle um Mädchen im Alter von 18 bis 20 Jahren, die einem Lazarettzug überwiesen waren und deren Ausbildung noch nicht beendet war. Es handelt sich also um bloße Helferinnen und nicht um geschulte Pflegerinnen und noch viel weniger um Schwestern, und die Berufsorganisation hat Recht, wenn sie es bedauert, daß so junge unerfahrene Mädchen überhaupt mit Kranken betraut werden, die Erfahrung und Reife erfordern. Die Mitglieder des Krankenpflegerinnenberufes sind fernerhin berechtigt, gegen eine Verwechslung mit solchen unreifen Elementen sich energisch zu verwahren. Junge, ungeübte weibliche Personen haben nichts bei der Pflege unserer Verwundeten zu suchen, es fehlt nicht an tüchtigen, geschulten und gewissenhaften Pflegerinnen, deren Verhalten noch niemals Anlaß zur geringsten Klage gegeben hat.

Eine bedauerliche Verschiebung des Zahlenverhältnisses zwischen den Geschlechtern tritt durch den Krieg mehr und mehr zutage. Und selbst nach dem Friedensschluß wird durch die großen Verluste im Felde noch auf lange hinaus ein starkes Ueberwiegen der weiblichen Bevölkerung fortbestehen. So hat im Monat Januar allein in Berlin eine Zunahme der Frauen um etwa 2700 stattgefunden, während eine Abnahme des männlichen Geschlechts um 860 zu verzeichnen ist. Der starke Frauenüberschuß, der erst in Jahrzehnten wieder ausgeglichen sein kann, bedeutet für die jetzt lebende Generation eine wesentliche Verschärfung aller Probleme der Frauenfrage.

200 weitere Straßenbahnschaffnerinnen

beabsichtigt die Große Berliner Straßenbahn in den Dienst einzustellen. Wenn auch dieser Beschluß beeinflußt ist von dem herrschenden Arbeitermangel und dem Wunsche, an Löhnen zu sparen, so beweist er doch, daß die Frauen den ungewohnten Dienst bisher zur Zufriedenheit versehen haben und daß sie, eine richtige Auswahl vorausgesetzt, durchaus befähigt sind, Schaffnerdienste zu tun, obgleich man in normalen Zeiten auch diesen Beruf als einen für die Frau völlig ungeeigneten hinzustellen gewohnt war.

Knackmandeln.

Lösung des Telegraphenrätsels aus Nr. 12:
Hölle, Henne, Käse, Strumpf, Rebe, Laibach, Fliegen, Mode.

Höhenkämpfe bei Baligrod.

Richtige Lösungen gingen ein 3. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 8. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau E. Saalfeld, Frau Rudel, Kurt Linke.

Die Prämie:
Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke
entfiel auf **Frau Rudel, hier.**

Telegraphenrätsel.

. — . — bekannte französische Hafenstadt.
. . . — . . — Land in Asien.
— . — . . — Farbe.
— . . . . — innerer Körperteil.
. — . — . — Musikinstrument.
. . . . — Empfindung.
. . . — Teil des Kopfes.

Die Punkte und Striche entsprechen den einzelnen Buchstaben der zu suchenden Wörter. Sind die richtigen Wörter gefunden, beziehen die auf die Punkte treffenden Buchstaben, im sinngemäßen Zusammenhang gelesen, eine deutsche Waffentat auf dem russischen Kriegsschauplatz.

Prämie:
Die Völker Afrikas von G. A. Ritter,
eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Dienstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben: A Ass, Daus; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

V. ärgert sich, daß M. fortwährend ein Spiel erhält, und als M. nun wieder mit siegesgewisser Miene zu reizen beginnt, auch die Bemerkung: „Donnerwetter, wie sich die Jungens drängeln!“ beim Kartenaufheben gemacht hatte, erklärte V. unbefangen, diesmal lasse er ihm das Spiel nicht. Er sagt Grosspiel an auf folgende Karte:

a7; bA; cA, 9, 8, 7; dA, 9, 8, 7.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Sieben. Pieque-Ass. Coeur-Ass. Coeur-Neun. Coeur-Acht. Coeur-Sieben. Carr.-Ass. Carr.-Neun. Carr.-Acht. Carr.-Sieben.

Das Spiel wird gewonnen, obwohl im Stat kein Junge liegt und der Spieler auch keine Zehn fängt. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 11.

Kartenverteilung:
V. a. dB; aK, D, 9, 8, 7; b8; cD, 8.
M. bB; a10; cA, 10, 9, 7; d10, K, 9, 7.
O. cB; aA; bA, 10, D 9, 7; dA, D, 8.
Skat: bK, cK.

Spiel:
1. V. b8, a10, b7. — 2. V. c8, c7, aA.

Nun beschließt V. aus Ganze zu gehen. Er setzt 3. cD vor. Geht M. darüber, so stirt V. hinten und braucht nur noch einen Stich auf aB zu nehmen. Das Risiko ist also nicht groß. M. geht jedoch drunter; V. zieht dann aB und nimmt alle Stiche.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Brunk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 13 — **Halle a. S., Sonntag, den 28. März** — **1915**

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall
Die keche Gespielin der Wolke
Fliegt jauchzend hinter dem Sonnenball,
Hoch über dem staunenden Volke;
Und unter dem Schoßel bleibt auch nicht
das Licht.
Das Licht der Freiheit verborgen.
Viel tausend Herzen sind angeschult,
Und preist die Liebe die Sterne der Nacht,
Die Völker, sie preisen den Morgen.

Kurt Lüneberg („Gedichte eines Lebendigen“).

Das grüne Herz.

Palmsonntagsgeschichte von Käte Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

Der achtjährige Hans Joachim von Trautenau warf krachend sein Pänzel mit den Schulbüchern auf die Erde und stürmte zu seiner Schwester Grete, welche die fünfte und jüngste unter den Mädeln war. Gret', rat' bloß, wen ich soeben hinter dem Zaun des adligen Fräuleinstiftes gesehen habe!“

Der rote Mund in dem jungen, weichen Gesicht zuckte verräterisch. Eine Blutwelle ergoß sich über den schlanken, freigetragenen Hals und stieg bis zu dem feinen, kecken Näschen empor.

„Ach, laß doch, Junge. Das interessiert mich durchaus nicht.“

Aber der Aufgeregte gab nicht Ruhe. „Tu' dich nicht so,“ sagte er hastig. „Du wirst dich schön wundern. Herr Amtmann Winter war's. Verwundet. Fein. Der ganze Kopf saß in einem Wickel. Aber er ging schon spazieren, und gesprochen hat er auch mit mir.“

Der junge Mund bebte noch immer, aber die Lippen fanden doch schon die Kraft zu einer Frage. Sie sollte gleichgültig klingen, war aber durchzittert von einer heißen Angst: „Wovon sprach er denn?“

„Er fragte nach meinen Kaninchen, Grete.“

Ein tiefes Blaß löste das jugende Rot ab. Der kleine Mund war plötzlich starr und seltsam hart. „Natürlich, wonach sollte er sonst wohl fragen!“ Und sie lief in ihr Stübchen und warf sich auf den Teppich und weinte ihres jungen Herzens Not und Kummer heraus. —

Der Amtmann Winter hatte das Stadtgut gepachtet, bis er in den Krieg mußte. Und ihr Vater, der als Major a. D. die Stelle eines Postdirektors bekleidete, war mit ihm und seinen Hasen in regen Verkehr gekommen. Da hatte es sich denn allmählich gemacht, daß zuerst der Junge, der Hans Joachim, und schließlich auch die ganzen fünf Trautenau-Mädels zuweilen bei des Amtmanns Mutter selbigehaßene Wafseln gegessen hatten. Und die kleine achtsehnjährige Grete hatte besondere Träume gesponnen, hatte gemeint, daß er sie lieb hätte, wollte es nicht glauben, daß er am Tage der Mobilmachung so einfach mit einem festen Händedruck gehen konnte, vielleicht für immer. Hatte es dann aber doch glauben müssen.

Und nun war er wieder da. Sie hörte es nicht erst durch den kleinen Bruder. Seit Tagen wußte sie es bereits. Freudinnen hatten ihr die große Neuigkeit erzählt, und auch das andere dazu: „Du, Grete, denk' mal bloß, kein alter Verehrer hat großes Glück gehabt. Sein Onkel ist gestorben und hat ihn zu seinem Erben eingesetzt. Ich glaube, eine Million soll's sein.“

Wenn es auch lange keine Million war! Daß er überhaupt plötzlich reich geworden war, das schob sich als trennende Wand zwischen ihn und sie. Denn nun würde sie ihm kein warmes Wort widmen. Sie mußte daran denken, daß er einmal im Scherz gesagt hatte, alle Mädchen änderten sich und würden weich und zärtlich und warm, sobald der Freier zu Geld käme. Im Scherz natürlich, aber er hatte es doch in sich erwogen und als Ernst erkannt. Darum würde sich die kleine, stolze Grete von Trautenau eher die Finger abbeißen, ehe sie jemals auch nur in die Nähe des adligen Fräuleinstiftes, das die Lebigen derer von Kleist willig den verwundeten Helden eingeräumt hatten, ginge.

Dafür aber stand sie jetzt um so häufiger mit verweinten Augen an dem sonnigen Fenster ihres Mädchen-Stübchens, das sie allein inne haben durfte, weil sich die Schwestern vor den schrecklich vielen Mäusen, die dort ihr Unwesen trieben, fürchteten. Dann nestelte sie an einem kleinen Gegenstand, der ein zierlich aus Weidenzweigen gebogenes Herz darstellte, schaute es lange an, neigte sich auch wohl darüber, preßte die Lippen darauf und schluchzte zum Schluß herzzerbrechend auf.

Zwar schämte sie sich, in dieser ernsten, harten Zeit so abergläubisch zu sein; aber die alte Male hatte es ihr doch geraten, und die wußte in solchen Sachen Bescheid. Wenn eins wissen wollte, ob der eine in Liebe glühte, dann mußte es um seinen Namen ein Herzlein binden und Palmenzweige schneiden und herumwinden. Fleißig begießen und von der Sonne bebrüten lassen, und wenn sich dann just am Palmsonntag grüne Zweiglein daran fänden, dicke Knospen aufsprengen, dann hatte es sein Richtigkeit — dann liebte er das Eine und sonst keine andere.

Nun aber war es bald Palmsonntag, und die Knospen saßen noch so versteckt und klein in ihren Hüllen, daß wohl kaum eine Hoffnung bestand, sie aufgebrochen und voller Grünen um das Herzlein zu sehen. Es wäre ja auch ein Wunder gewesen; denn er, dessen Namen sie umgrünen sollten, zeigte ja eine völlige Gleichgültigkeit gegen sie. Nach den Kaninchen hatte er gefragt. Von ihr kein Wort! Und sie weinte schon wieder bitterlich. —

Indessen unterbleit sich der kleine Hans Joachim mit seinem älteren, bewunderten Freunde, dem Herrn Oberleutnant d. R. und Amtmann Karl Winter täglich durch das Staket. Und just heute wurde er von ihm gefragt: „Nun, sag' mal, Hans Joachim, sonst hast du mir doch immer einen Busch Palmzweige am Sonntag vor Ostern geschenkt, werde ich diesmal auch welche bekommen, hm?“

Hans Joachim schämte sich entsetzlich, weil er sie über den Krieg vergessen hatte, einzusetzen, und machte allerhand Ausreden.

Er fragte mittags seine Schwester Grete sofort: „Kannst du mir ein paar Palmen geben, Grete?“

Sie schüttelte den Kopf und log tapfer: „Habe keine. Auch vergessen. Wer denkt jetzt an solchen Unsinn!“

Er begab sich aber heimlich überall auf die Suche, und endlich, ganz zufällig, entdeckte er das Herzl mit den feingebundenen Zweigen und dem hübsch und sauber geschriebenen Namen darin. Ganz rot wurde er vor Freude. Das paßte aber herrlich! Herr Winter hieß auch gerade Karl, und konnte sich nun beinahe einbilden, daß dies hier extra für ihn gemacht war.

Und er rannte, als kaum die Sonne aus ihrem Bett am Palmsonntag aufgestanden war, zu dem adligen Stiftsgarten hin, und stand plötzlich in der hellen, geräumigen Küche vor der lustig aufsehenden jungen Kochschwester und brachte seine Bitte vor.

„Bloß einen Augenblick, ja? Ich mach' auch gar keinen Radau, und geh' gleich wieder weg. Herr Winter muß nämlich dieses hier haben. Das sieht ihm zu! Er ist mein Freund, und hat mir zwei Kaninchen geschenkt, woraus jetzt schon zwölf geworden sind, und er ist doch auch verwundet, und es ist, weil er mir manchmal Schokolade gekauft hat.“

Da ließ ihn die junge, lustige Schwester laufen, besonders, da sie schon Herrn Oberleutnant Winter um den großen, grünen Rasenplatz, in dem sich die blauen Veilchen hoben, hatte spazieren sehen.

Atemlos und feuerrot vor Erregung und Freude fand ihn der kleine Hans Joachim endlich, streckte ihm das Herz hin, und sah gespannt der Wirkung entgegen, welche seine Gabe im Gefolge haben würde.

Die war denn auch großartig! Herrn Winters noch ein wenig schmales Gesicht erglänzte in reinstem Glück. Er hob das kleine Herzlein, das immer noch fe'en grünen Knospenreichtum aufwies, an die Lippen und preßte sie auf die zierlichen, ihm so wohlbekannten Namenszüge. Auf seinen eigenen Namen!

„Wie kommst du zu diesem Herz?“ fragte er endlich.

Hans Joachim wollte es natürlich nicht eingestehen, sondern mit einem ritterlichen Schweigen das Räselhafte seiner Gabe noch erhöhen. Es glückte ihm jedoch nicht. Herr Winter, der, als er noch seine Tätigkeit als Amtmann ausgeübt hatte, im Erpressen von Geständnissen selbst bei den hartgesottensten Sündern Großes geleistet hatte, gab auch diesmal nicht Ruhe. Und endlich kam das Geständnis auch hier:

„Schwester Grete — gemopst — aber, bitte, bitte — um Gottes willen nichts sagen! Sonst —“

„Ehrenwort! Keinen Ton!“

Ja, der Oberleutnant d. R. Winter gab das kleine Herz sogar zu zurück und sagte hastig: „Hör' mal, Junge, trag's sofort wieder an seinen Platz. Verstehst du? Und keinen Mux darüber! Handschlag! So. Nachmittag komme ich zu euch und werde nachsehen, ob du Wort gehalten hast. Sag' deiner lieben Schwester Grete, daß ich allerdings Mißverständnisse aufzuklären hätte, daß ich sie für treulos gehalten habe —. Nee, sag' lieber gar nichts, sag' bloß, daß ich es vor Seligkeit nicht mehr aushalten könnte. Auch das sag lieber! Lauf jetzt und bestell' bloß — mein Herz stände voller Palmsonntagsknospen.“

Und der kleine Hans Joachim lief wirklich, so schnell er konnte; denn Herr Winter war ihm plötzlich unheimlich geworden. Dabei ging ihm noch nicht mal die Ostereberung auf, daß jetzt sein Herz viel, viel mehr verwundet war, als der Kopf.

Gedenktage der Woche.

28. März 1592 Der Theolog u. Pädagog Johann Amos Comenius in Ungarisch-Brod * (1670 †).
29. März 1735 Der Marinedichter Johann Karl August Musäus in Jena * (1787 †).
1826 Der Dichter u. Philolog Johann Heinrich Voß in Heidelberg † (1751 *).
1840 Der Afrikareisende Emin Pascha (eigentl. Eduard Schnitzer) in Oppeln * (1892 †).
1863 Der Schriftsteller Georg Fröhr, von Ompteda in Hannover *
30. März 1282 Sizilianische Vesper; Vernichtung der Franzosen auf Sizilien.
1559 Der Rechenmeister und Adam Riese in Annaberg † (1492 *).
1814 Blücher schlägt die Franzosen bei Paris.
1856 Der Friede von Paris beendet den Krimkrieg.
31. März 1814 Einzug der Verbündeten in Paris.
1819 Der deutsche Staatsmann Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst in Rotenburg a. F. * (1901 †).
1885 Der Komponist Franz Abt in Wiesbaden † (1819 *).
1. April 1815 Otto von Bismarck in Schönhausen * (30. Juni 1898 †).
2. April 1719 Der Dichter Ludwig Gleim in Ermsleben (S. u. Hallersleben) in Fallersleben * (1814 †).
1840 Emile Zola in Paris * (1902 †).
3. April 1824 Der Dichter Emil Rittershaus in Barmen * (1897 †).
1897 Der Komponist Johannes Brahms in Wien † (1833 *).
1914 Paul Heyse in München † (1830 *).

Feinde.

Skizze von Wolfgang Kemter.

Ein herrlicher Frühsommer lag über dem belgischen Land. Schon waren in Ostende, obwohl die Hochsaison noch nicht begonnen hatte, viele Badegäste, Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner. Solche, die die stillere Vorsaison liebten, und solche, die im Laufe des Sommers eine Reihe von Seebädern besuchten und heuer mit Ostende den Anfang machten. Leute, die jahraus und jahrein nur dem Vergnügen und dem Genusse leb-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191503285/fragment/page=0001

ten und die keine Arbeit kannten, und Leute, die sich hier von den Anstrengungen rastloser Tätigkeit erholen wollten und deren mitgenommene Nerven die kräftige Salzflut stärken sollte.

Auch Fritz Beerenhaid war seit zwei Wochen in Ostende. Bei einem Abturn mit dem Flugapparat hatte er auf der Lüneburger Heide zwar keine körperliche Verletzung, aber einen tüchtigen Nervenchoc davongetragen, und nun sollten, nachdem ihn Mutter zu Hause vier Wochen lang beinahe gesund gepflegt hatte, Seebäder die letzten Spuren jenes Sturzes vertreiben.

Fritz Beerenhaid lag in den Dünen auf dem Rücken. Die Hände unter dem Kopf, starrte er in die Luft. Dort oben war er Meister, in dem riesigen, unbegrenzten Raum. Er freute sich wieder auf die ersten Flüge, und — freute sich doch nicht auf den Tag, an dem er von Ostende gehen mußte. Körperlich fühlte er sich wieder wohl, aber sein Herz war nicht ganz in Ordnung. Das sonst gegen alle Pfeile des kleinen, heimtückischen Gottes so wohlgepanzerte Herz hatte hier am belgischen Strande eine Verletzung erlitten. Die schönen Augen der schönsten englischen Miß hatten den Panzer durchdrungen.

Miß Ellinor war mit ihrer Mutter wenige Tage nach ihm im Seebade angekommen und im gleichen Hotel abgestiegen. Er wurde mit den Damen rasch bekannt, und die reizende Engländerin, die gar nichts von ihren steifen Schwestern hatte, zog ihn mit unheimlicher Macht in ihren Bann. Wie alle Männer. Sie kam und siegte, und alle lagen ihr bewundernd zu Füßen. Mit dem anmutigsten und süßesten Lächeln der Welt nahm Miß Ellinor die Huldigungen entgegen und hielt förmlich wie eine Königin Hof. Aus der Schar ihrer Anbeter bevorzugte die schöne Miß bald zwei. Die beiden Fliegeroffiziere: Fritz Beerenhaid, den starken, großen, blonden deutschen Mann, und René Banod, den geschmeidigen Franzosen. Diese beiden hatte sie zu ihren Rittern erkoren. Sie durften sie auf ihren Spazierritten über die Dünen begleiten, und sie durften mit ihr segeln. In höflichem, fast freundschaftlichem Tone verkehrten die beiden Offiziere miteinander, und hätte doch jeder den anderen gern ins Pfefferland gewünscht. Der eine stand dem anderen im Wege, beide schwärmten für Miß Ellinor, beide brachten ihr Blumen, jeden Tag einen großen Strauß, denn Miß Ellinor liebte die Blumen.

So gingen die Tage. Glaubte sich einer der Rivalen heute durch einen heißgeren Blick, durch ein süßeres Lächeln, durch einen wärmeren Händedruck ausgezeichnet, mußte er gar bald erkennen, daß der gleiche Lohn anderen Tages dem verhaßten Gegner zuteil wurde.

Fritz Beerenhaid war in lichten Stunden der Ansicht, daß die schöne Miß nur mit ihnen spielte, und hatte schon ein halbes Dutzend mal ohne Gruß und Abschied abreisen wollen. Ebenso oft war er aber geblieben; denn er brachte es nicht übers Herz, dem kleinen, gelben Franzosen das Feld zu überlassen.

Dann war er für die Ausdauer belohnt worden. Eine wunderbare Sommernacht lag über dem Strand. Der Franzose hatte Besuch bekommen und war verhindert. Miß Ellinor kam die Luft an, einen Gang über die Dünen zu machen.

„Kommen Sie mit?" fragte sie Fritz.

Eine Blumelle schoß ihm ins Gesicht, und stumm erhob er sich. Sie gingen allein in die Einsamkeit der Dünen, in die Stille dieser schwülen, seltsamen Sommernacht hinein. Fritz Beerenhaid hörte kaum den leichten Schritt an seiner Seite, denn in seinen Adern brauste das Blut. Stumm gingen sie kurze Zeit nebeneinander, dann aber hielt er nicht mehr an sich. Mit einem halbunterdrückten Laut riß er das schöne Weib in seine Arme und bedeckte ihren Mund, ihr Gesicht mit Küssen. Und Ellinor wehrte sich nicht. Hingebend lag sie an seiner Brust.

Süße, schweigsame Sommernacht am belgischen Strand.

Am anderen Morgen, als er Miß Ellinor zu einer Segelfahrt abholen wollte, die sie ihm versprochen hatte, teilte ihm deren Zofe mit, daß das gnädige Fräulein vor einer halben Stunde mit dem Herrn Leutnant Banod im Auto einen Ausflug nach Dünkirchen gemacht habe. Die Herrschaften wollten am Abend zurück sein. Er hatte gedankt und war gegangen.

Nun lag er in den Dünen und starrte in den Himmel. Im Geiste sah er seine Taube da oben kreisen und hörte das Geräusch des Motors und des Propellers. Da oben war es schön, dort gab es keine Falschheit und keine Lügen.

Fritz Beerenhaid stöhnte auf. Wut und Weh stritten sich in seinem Herzen. „Wenn" er daran dachte, daß die schönen Lippen, die noch von seinen heißen Küssen brannten, jetzt dem anderen lieblich und freundlich zulächelten, diesem gelben Ekel, dann schrie er fast vor Wut. Er faßte den Entschluß, sofort ohne Abschied abzureisen, wußte aber doch, daß er Stunden und Minuten bis zum Abend zählen würde, bis Ellinor zurückkam, und daß er dann in der Freude, sie wiederzusehen, kein Wort des Tadels und des Vorwurfes für sie fand. Vor ihrem Lächeln und dem bittenden Blick wurde er weich, und schmolz jeder Zorn und jede Bitterkeit. Und Ellinor kannte ihre Macht über die Männer. Fritz Beerenhaid stöhnte. Sie konnte einen verrückt machen, und er begriff bald, daß es Menschen gebe, die aus Liebeskummer Selbstmord begingen.

Bis gegen Mittag blieb er im Sande liegen und ließ sich von der Sonne förmlich braten. Es war ihm alles gleichgültig. Die grausame Enttäuschung heute morgen, da er schon geglaubt hatte, über seinen Feind gesiegt zu haben, hatte ihn bis ins Innere getroffen.

Endlich schlenderte er zum Hotel zurück, und dort überreichte ihm der Portier eine für ihn angekommene Depesche. Er steckte sie in die Tasche und begab sich auf sein Zimmer. Auf der Treppe blieb er plötzlich stehen. Ein Gedanke hatte ihn durchzuckt. Vielleicht war sie von Ellinor. Rasch riß er sie auf und durchflog den Inhalt und starrte dann verwundert auf die Zeilen:

„Abbrechen Sie Urlaub und kehren Sie mit nächstem Zug zurück."

Von seinem Kommandanten. Ohne weitere Erklärung. Einfach der Befehl, den Dienst wieder anzutreten.

Fritz Beerenhaid sah auf den Fahrplan. Sein nächster Zug ging in zwei Stunden. Da hieß es, sich sputen. Er läutete und befahl dem Kellner, ihm das Essen auf das Zimmer zu bringen und die Rechnung bereitzuhalten. Dann aß er und fing an zu packen.

Da erfaßte ihn von neuem das Elend. Nun mußte er fort, fort von Ellinor, und der Franzose hatte leichtes Spiel. Wieder packte ihn Zorn und Weh, und Tränen stiegen ihm in die Augen. Er schrieb einen langen Brief, und in die heißesten und sehnsüchtigsten Worte kleidete er seine Gefühle, sprach von seiner unwandelbaren Liebe, und schloß mit der Hoffnung, Ellinor bald in Deutschland wiederzusehen. Dann aber siegte sein Pflichtgefühl, und mit größter Beschleunigung packte er fertig, übergab den Brief zur Beförderung, nahm von Ellinors Mutter und den übrigen Bekannten Abschied, und konnte auf deren verwunderte Frage nur antworten: „Befehl von oben."

Bald entführte ihn der Expreß aus dem schönen belgischen Lande, und in seinem Herzen nahm er das Bild der reizenden englischen Miß mit . . .

Vier Monate waren seitdem vergangen. Der grauenhafte Schrecken des Weltkrieges lag über ganz Europa, und besonders das kleine belgische Land hatte er mit der ganzen Wucht und Furchtbarkeit getroffen. Zerstörte Dörfer, brennende Städte, vernichtete Fluren und vom Tritt der Millionenheere zerstampfte Felder, soweit das Auge reichte. Vor Wochen noch ein blühendes Eden, heute ein totes Land. Fast ganz Belgien war in deutschem Besitz, und nun waren die Feldgrauen in Ostende eingezogen.

In der Morgenfrühe eines kühlen, aber hellen Oktobertages traf Fritz Beerenhaid die letzten Vorbereitungen zum Aufstieg mit seiner getreuen Taube. Liebevoll umging er den riesigen Vogel, der ihn in der nächsten Minute in den blauen Aether hineintrug. Er prüfte das Gestänge, den Motor, jede Einzelheit mit der Sorgfalt der Mutter für ihr Kind. Und die Taube lohnte diese Liebe, in unzähligen Flügen hatte sie ihn über den Feind getragen, zuerst in Westfrankreich, dann bei Antwerpen, und nun am Kanal. Sie hatte ihm das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse für seine hervorragenden Meldungen eingebracht und hatte ihn ein paar Dutzend mal heil und unversehrt aus dem mörderischen Gewehr- und Schrapnellfeuer der Franzosen und Belgier zu seinem Landungsplatz getragen.

Er nahm Platz, der Motor fing an zu rattern, und rasch wand sich die Taube in die Höhe. Nach kurzem Fluge schwebte Fritz Beerenhaid über Ostende. Unter sich sah er weithin das Meer und den belgischen Strand mit dem weltberühmten Kurort. Und nun waren seine Gedanken für kurze Zeit nicht bei seinem Kriegshandwerk, sondern sie gingen in den Frühsommer dieses Jahres zurück, in jene Tage, die er dort unten am Strande verlebte, und das brennende Gefühl, das er jedesmal verspürte, wenn er jener Zeit gedachte, regte sich wieder in seinem Herzen.

Er hatte Miß Ellinor nicht vergessen, er konnte sie nicht vergessen, obwohl sie ihm damals vor dem Kriege auf all seine Briefe keine Antwort gab, obwohl sie heute seine Feindin war, da sie dem schuftigsten Volke angehörte, das die Erde trug. Den Krämern über dem Kanal, diesen schamlosen Geldseelen, die wieder einmal im Trüben fischen und, während andere für sie Blut und Leben gaben, gute Geschäfte machen wollten.

Nein, er hatte Ellinor nicht vergessen, und der Anblick des Strandes da unten, wo er die seligsten Stunden genoß, wo ihm die Eifersucht die bittersten Stunden gab, zauberte ihm das liebliche Bild vor die Augen, und eine wehe Sehnsucht ergriff ihn.

Nicht lange gab er diesen Gedanken Macht, denn das Surren des Propellers und das Knattern des Motors lenkten ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.

Fester umfaßte seine Hand das Steuer und seine Fußenangen gingen zur Erde. Nach weiterem kurzem Fluge war er über dem Feind. Nicht einen Erkundigungsflug galt es heute, er wollte den Feinden nur als Morgengruß ein paar Bomben werfen.

In etwa tausend Meter Höhe schwebte die Taube, als Fritz Beerenhaid unter sich auf einer Landstraße eine große Trainkolonne erblickte. Er warf die erste Bombe; sie fiel, soviel er erkennen konnte, in sumpfiges Gelände und krepierte nicht. Die zweite traf besser, mitten in die Kolonne hinein. Nun aber zog eine andere Erscheinung seine Aufmerksamkeit auf sich. Von Süden nahte in schnellem Fluge ein zweiter Aeroplan. Ein französischer Eindecker, und er flog gerade auf ihn zu.

„Der will mich vertreiben", dachte sich Fritz und griff nach dem Höhensteuer. Geborsam stieg die Taube auf zwölfhundert und dann auf vierzehnhundert Meter. Mit rasender Schnelligkeit sauste der Franzose heran. Zunächst trachtete jeder der Flieger, über den anderen zu kommen, um den Feind mit einer Bombe zu vernichten. Aber die beiden stolzen Vögel stiegen mit derselben Kraft und Schnelligkeit in die Höhe. Keiner vermochte sich über den anderen zu erheben. So flogen die Gegner nebeneinander her, parallel im Kreise. Die eine Hand am Steuer, in der anderen den schußbereiten Revolver. Plötzlich durchzuckte Fritz Beerenhaid ein Gedanke. Ein kurzer Griff, und die Taube flog Ostende, den eigenen Stellungen, zu. Der Franzose folgte sofort. Er wollte den Feind vernichten, bevor er über den deutschen Stellungen war. Die Propeller sausten, die Motoren knatterten. Es war eine aufregende Jagd. Fritz Beerenhaid tat einen Blick in die Tiefe. Dann wieder ein Griff, und jäh bog die Taube von ihrer geraden Bahn ab, beschrieb einen Bogen und war im nächsten Augenblick Seite an Seite mit dem Eindecker. Der Franzose war darauf nicht gefaßt, aber Fritz Beerenhaid schoß das ganze Magazin seines Revolvers auf den Feind ab. Und er traf. Nicht den Flieger, aber den Benzinbehälter. Das Benzin floß aus. Wenige Augenblicke später waren die Flieger weit auseinander, und nun, Fritz, der wieder gewendet hatte und jetzt dem Franzosen folgte, stieß einen Jubellaut aus, sah, wie der Eindecker im Gleitflug niederging. Die List war gelungen, der Sieg erkämpft, der Feind zum Landen gezwungen. Und nun ein Hurrageheul von der Erde herauf. Deutsche Soldaten aller Waffengattungen hatten mit atemloser Spannung dem Kampfe in den Lüften, der sich ziemlich weit hinter der deutschen Front abspielte — denn bis dahin hatte Fritz Beerenhaid den Franzosen schlauerweise gelockt — zugesehen, und dieser Jubel da unten sagte Fritz, daß sein Gegner von den rechten Männern empfangen würde. Nun schritt auch er zur Landung. In eleganten Kreisen stieg die Taube nieder, und etwa zweihundert Meter von der Stelle, auf der der Franzose gelandet war, berührten wenige Minuten später auch die Räder seiner Taube den Boden. Er kroch aus seinem Sitz. Soldaten und Offiziere kamen freudestrahlend auf ihn zu, und ein Ulanen-Rittmeister rief: „Fritz, Menschenkind, das hast du famos gemacht! Maschine und Mann heil und unversehrt, nur der Benzinbehälter ist kaputgeschossen."

Als Fritz Beerenhaid auf seinen Gegner zutrat, den bereits zwei stämmige Infanteristen in liebevolle Obhut genommen hatten, und dessen Blick dem seinen begegnete, da erschollen zwei Rufe der Ueberraschung. Die beiden Flieger hatten sie außgestoßen; denn es standen sich zwei Rivalen von Ostende gegenüber, der Franzose war kein anderer als René Banod.

„Damals", sprach Fritz, „Sie wissen, Herr Banod, mußte ich Ihnen das Feld überlassen, heute aber bin ich Sieger."

Der Franzose unterdrückte mühsam einen Fluch, dann rief er mit giftigem Blick: „Hätte es mir denken können, wo Sie sind, geht es schief. Wären Sie nur damals auch Sieger gewesen!"

„Wieso?" fragte Fritz Beerenhaid erstaunt.

„Sie waren flug, haben sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht; ich war dumm, ich bin geblieben. Die feine Miß und ihre saubere Mutter waren zwei Hochstaplerinnen. Eines Tages waren sie spurlos verschwunden und zehntausend Franken mit ihnen, mit denen ich tags zuvor der Miß aus augenblicklicher Verlegenheit half. Auch die Zeche im Hotel sind sie schuldig geblieben. Verflucht, Sie waren flug!"

Das alles sprudelte der aufgeregte Franzose wütend hervor, dann aber verstummte er jäh. Er sah ein, daß er sich verplappert und dem verhaßten Feind eine zweite Gelegenheit zu triumphieren gegeben hatte. Mit gänzlich veränderter Stimme sprach er: „Mein Herr, ich bin in Ihrer Gewalt, tun Sie Ihre Pflicht."

Gleich darauf wurde René Banod als Gefangener abgeführt.

Fritz Beerenhaid aber stand für Sekunden wie versteinert; dann lachte er, lachte laut und herzlich und nicht ohne Schadenfreude, und dieses befreiende Lachen verlöschte das Bild der schönen Miß in seiner Seele und das brennende Gefühl in seinem Herzen.

Fast zärtlich streichelte er seine Taube. Sie trug ihn von Sieg zu Sieg.

Wiegenlied einer deutschen Mutter.

Ingeborg, Kindlein klein,
Schlaf, o schlafe ruhig ein,
Bist gar wohl geborgen!
Denn an deinem Bettchen wacht
Gottes Engel jede Nacht
Bis zum hellen Morgen.

Ingeborg, Sonnenschein,
Schließe deine Äugelein,
Schließ' sie zu, die müden!
Draußen, wo die Feinde sind,
Kämpft dein Vater, süßes Kind —
Doch bei dir ist Frieden.

Ingeborg, Liebling du,
Mütterlein singt sich zur Ruh,
Dämm'rung füllt die Räume;
Wiegenliedchen sanft und lind
Tragen dich mein holdes Kind,
In das Reich der Träume.

Ingeborg, du mein Glück,
Kehrt dein Vater uns zurück,
Dann sei wach, du Süße?
Hörst den Wind ums Haus du geh'n?
Hag', er soll in's Ohr ihm weh'n
Hundertfausend Grüße!

Ingeborg — mir geschenkt
Da der Feind das Land bedrängt
Und den Krieg entzündet.
Bist erblüht in all' dem Weh,
Gleich dem Blümlein, das im Schnee
Schon den Frühling kündet.

Still, o still! Schließt nun ein,
Ingeborg, mein Sonnenschein —
Und ich bin alleine.
Lächelnd sang ich dich zur Ruh',
Lächelnd, Liebling, schlummerst du —
Weight nicht, daß ich weine. — —

Charlotte Malten-Balle

„Edmond, du?" brachte sie endlich hervor.

„Ja, ich", erwiderte Edmond, „und ich habe dir manches zu sagen . . ."

„O geh, laß meine Hand los, du tust mir weh!"

Edmonds Stimme klang heiser. „Fragst du danach, ob du mir weh tust, indem du hinter jenem Laffen, dem Deutschen, herschmachtest? He?"

Margot drang alles Blut zu Kopf. Sie stotterte: „Was redest du da?"

Edmond lachte, und in diesem Gelächter lag eine grausame Wildheit. „Schweig! Oder meinst du, ich wüßte es nicht, daß du in ihn verliebt bist?"

„Du Elender!" empörte sich Margot.

„Ja: „Elender"!" äffte Edmond sie nach. „Aber ich sage dir, daß du vor diesem Elenden dich hüten mögest! Das sage ich dir!"

Margot machte sich mit einem heftigen Ruck frei. „Scher dich! Hast du ein Recht mir zu drohen?"

Edmond hob drohend die Fäuste. „Dir nicht! Aber vielleicht ihm! Ja, ihm sicher!"

Und wieder lachte er höhnisch.

Und verschwand mit einigen lautlosen Sätzen im Finstern.

* * *

Es war elf Uhr nachts, die alte Lampe, die von der Decke herabhing, verbreitete ein trübes Licht und auf seinem Stuhl mit dem Rücken gegen den warmen Kachelofen gelehnt, war Vater Segur eingeschlummert.

Auf dem wurmstichigen Sofa saßen nebeneinander der junge Kriegsfreiwillige Fritz Losch und Margot. Fritz Losch, der den linken Arm in einer Binde trug, redete mit leiser Stimme auf Margot ein, die über eine Stickerei gebeugt war.

„Ja, liebe Margot, nun bin ich fast wieder heil. Aber wie soll ich Ihnen danken? Für alles Liebe, das Sie mir erwiesen haben? Nein, schütteln Sie nicht den Kopf! Wie eine Schwester waren Sie zu mir. Voller Liebe! Voller Güte! Gar nicht wie zu einem Feinde! Und nun muß ich bald fort und sehe Sie vielleicht nie mehr wieder . . . Werden Sie auch noch manchmal an mich denken, Margot? Ja? Oh, das freut mich! Und mir schreiben? Ich danke Ihnen, Margot! Von mir sollen Sie auch recht oft hören! Recht oft! Und ich schicke Ihnen auch ein Bild von mir — das heißt, wenn Ihnen das recht ist! Ist es Ihnen recht? So! Dann sollen Sie auch eins von meiner Braut haben . . . Aber was ist Ihnen, Margot?"

Fritz Losch war erschrocken aufgesprungen und hatte sich über Margot gebeugt, die ganz plötzlich sehr blaß geworden war und mit einer jähen Bewegung ihre Stickerei fallen gelassen hatte.

Nun lächelte sie schon wieder tapfer. „Oh nichts . . . nein gar nichts . . ."

Fritz Losch hob ihr die Stickerei auf, und sie dankte ihm mit einem Nicken des Kopfes. Und wie nur von ungefähr fragte sie dann: „Sie haben eine Braut?"

Und es schien ihr, während Fritz Losch dies bestätigte und mit spontaner Offenheit Näheres von dieser Braut erzählte, als weiche der Boden unter ihren Füßen, als hülle eine dunkle Wolke sie ein und trage sie fort, weit fort ins Finstere und Kalte . . .

Sie verstand nichts von alledem, was Fritz Losch ihr erzählte. Und sie dankte Gott, als Vater Segur, der erwacht war, sie mit seinem trockenen Husten aus der peinvollen Situation befreite.

„Wir wollen schlafen gehen", sagte Vater Segur, „es ist tiefe Nacht!"

*

Margot legte das Ohr an den Spalt der nicht völlig geschlossenen Türe, die die Küche mit dem Gastzimmer verband. Drinnen saßen an dem runden Tisch Edmond und dessen Freund, der junge Schlächter Remband. Margot hatte beide an ihrer Stimme erkannt. Da Vater Segur sich in den Stall begeben hatte, glaubten sie sich allein und unbelauscht. Und so besprachen sie mit halblauter Stimme einen Plan.

„Also heute abend um sechs auf dem Friedhof", sagte Edmond. „Abgemacht!"

„Wird er auch dort sein?" fragte der Schlächter.

„Ja, er muß alle Tage dienstlich nach C. Gegen sechs Uhr kehrt er zurück. Und am Friedhof muß er vorbei. Hinter dessen Mauer können wir uns vortrefflich verbergen."

„Gut," sagte der andere, „hast du einen Revolver?"

„Und ob! Sechsfach geladen!"

„Schön. Wir schießen zu gleicher Zeit. So können wir ihn nicht verfehlen!"

Sie tuschelten noch eine Weile miteinander, warfen ein Gelöstück auf den Tisch und entfernten sich dann.

Margot zitterten die Kniee.

Von wem hatten die beiden gesprochen?

Es war kein Zweifel darüber möglich, daß sie den Deutschen gemeint hatten. Dieser war es, der alle Nachmittage den dienstlichen Weg nach dem nur 15 Minuten entfernten Dorfe C. machte, wo mehrere Kompagnien deutscher Soldaten lagen. Und gegen diesen allein kehrte sich auch nur der Haß Edmonds.

Margot sank auf einen Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Sie weinte, weil sie den jungen Deutschen liebte. Und sie weinte aus Eifersucht, weil eine andere existierte, die seine Braut war. Und sie weinte aus dem Gefühle einer qualvollen Angst heraus, weil sie wußte, welche Gefahr seinem Leben drohte.

Oh, wie unglücklich war sie doch!

* * *

„Ach," dachte Margot, während sie daheim alles im Stich ließ, um dem Geliebten entgegen zu gehen, „wenn es mir doch gelänge, mit ihm zu sterben!"

Es regnete, und die finstere Dorfstraße war voller Kot. Margot achtete heute nicht. Nicht eine mal einen warmen Mantel hatte sie angezogen. Ihr Gesicht glühte. Und als sie die Friedhofmauer entlang ging, hinter der die zwei Wegelagerer verborgen waren, pochte ihr das Herz zum Zerspringen.

Endlich kam er. Sie lief auf ihn zu und ergriff unbeherrscht seine Hand. „Margot," sagte er überrascht, „was fällt Ihnen ein?" Da hielt es sie nicht länger. Sie fiel ihm um den Hals, weinte und gestand ihm, was sie wußte.

Er lächelte ungläubig und versuchte es, sie zu beruhigen. Das seien Phantasien. Die Kerle risikierten doch zuviel. Sei das Dorf nicht voller Soldaten? Und außerdem habe er einen Revolver. Hier. Den nehme er schußbereit in die Hand. Nun sollten sie es nur wagen!

So gingen sie weiter und waren dem Friedhof schon ganz nahe. Margot drängte sich zitternd an Fritz Losch. Sie hielt ihn mit dem rechten Arm umschlungen. Und sie bestand darauf, auf jener Seite zu gehen, die dem Friedhof zugekehrt war.

„So können sie nicht schießen," sagte sie erschauernd, „denn dann trüfen sie mich!"

Endlich waren sie bei der Mauer. Sie gingen ganz langsam. Fritz Losch lächelte und streichelte Margot den Arm. „Stehen Sie, Margot, wie harmlos es ist! Warum hatten Sie übrigens solche Angst? Siehe ich Ihnen denn so nahe?"

„Ja," flüsterte Margot.

„Kindchen, wieso?"

„Weil . . ." antwortete Margot.

Allein sie konnte nicht vollenden, denn es krachten rasch hintereinander mehrere Schüsse.

Margot schrie auf.

Fritz Losch fluchte und feuerte seine Waffe in die Finsternis ab.

Hinter der Mauer ergriffen die zwei Mörder die Flucht.

Jetzt erst wendete sich Fritz Losch Margot zu, die zu Boden gesunken war und wimmerte. . .

„Margot, sind Sie getroffen?" fragte er mit entsetzter Stimme.

Er mußte sich tief über die Gefallene beugen, um zu verstehen, was sie sagte.

Sie flüsterte: „Ja . . . Ich sterbe . . . Aber du lebst . . . Das macht mich glücklich . . . weil ich dich liebe!"

Margot.

Skizze von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Edmond Pierre, der Sohn des Gemeindevorstehers zu D., einem kleinen belgischen Dorf, trieb, als die Dämmerung eingetreten war, um die Fenster des Dorfwirtshauses, um zu sehen, ob sich Margot nicht blicken ließe.

Endlich entdeckte er sie, als sie eben zwei Kannen ergriff, um aus dem Brunnen draußen Wasser zu holen. Da trat er rasch in den Schatten zurück.

Margot Segur, die achtzehnjährige Tochter des Wirts, begab sich ahnungslos an den Brunnen. Sie ließ die Kannen mit Wasser vollaufen und wollte gerade in das Haus zurückkehren, als sie, erschreckt durch die finstere Gestalt, die ganz plötzlich vor ihr auftauchte, einen leisen Schrei ausstieß.

„Edmond, du?" brachte sie endlich hervor.

„Ja, ich", erwiderte Edmond, „und ich habe dir manches zu sagen . . ."

„O geh, laß meine Hand los, du tust mir weh!"

Edmonds Stimme klang heiser. „Fragst du danach, ob du mir weh tust, indem du hinter jenem Laffen, dem Deutschen, herschmachtest? He?"

Margot drang alles Blut zu Kopf. Sie stotterte: „Was redest du da?"

Edmond lachte, und in diesem Gelächter lag eine grausame Wildheit. „Schweig! Oder meinst du, ich wüßte es nicht, daß du in ihn verliebt bist?"

„Du Elender!" empörte sich Margot.

„Ja: „Elender"!" äffte Edmond sie nach. „Aber ich sage dir, daß du vor diesem Elenden dich hüten mögest! Das sage ich dir!"

Margot machte sich mit einem heftigen Ruck frei. „Scher dich! Hast du ein Recht mir zu drohen?"

Edmond hob drohend die Fäuste. „Dir nicht! Aber vielleicht ihm! Ja, ihm sicher!"

Und wieder lachte er höhnisch.

Und verschwand mit einigen lautlosen Sätzen im Finstern.

* * *

Es war elf Uhr nachts, die alte Lampe, die von der Decke herabhing, verbreitete ein trübes Licht und auf seinem Stuhl mit dem Rücken gegen den warmen Kachelofen gelehnt, war Vater Segur eingeschlummert.

Auf dem wurmstichigen Sofa saßen nebeneinander der junge Kriegsfreiwillige Fritz Losch und Margot. Fritz Losch, der den linken Arm in einer Binde trug, redete mit leiser Stimme auf Margot ein, die über eine Stickerei gebeugt war.

„Ja, liebe Margot, nun bin ich fast wieder heil. Aber wie soll ich Ihnen danken? Für alles Liebe, das Sie mir erwiesen haben? Nein, schütteln Sie nicht den Kopf! Wie eine Schwester waren Sie zu mir. Voller Liebe! Voller Güte! Gar nicht wie zu einem Feinde! Und nun muß ich bald fort und sehe Sie vielleicht nie mehr wieder . . . Werden Sie auch noch manchmal an mich denken, Margot? Ja? Oh, das freut mich! Und mir schreiben? Ich danke Ihnen, Margot! Von mir sollen Sie auch recht oft hören! Recht oft! Und ich schicke Ihnen auch ein Bild von mir — das heißt, wenn Ihnen das recht ist! Ist es Ihnen recht? So! Dann sollen Sie auch eins von meiner Braut haben . . . Aber was ist Ihnen, Margot?"

Fritz Losch war erschrocken aufgesprungen und hatte sich über Margot gebeugt, die ganz plötzlich sehr blaß geworden war und mit einer jähen Bewegung ihre Stickerei fallen gelassen hatte.

Nun lächelte sie schon wieder tapfer. „Oh nichts . . . nein gar nichts . . ."

Fritz Losch hob ihr die Stickerei auf, und sie dankte ihm mit einem Nicken des Kopfes. Und wie nur von ungefähr fragte sie dann: „Sie haben eine Braut?"

Und es schien ihr, während Fritz Losch dies bestätigte und mit spontaner Offenheit Näheres von dieser Braut erzählte, als weiche der Boden unter ihren Füßen, als hülle eine dunkle Wolke sie ein und trage sie fort, weit fort ins Finstere und Kalte . . .

Sie verstand nichts von alledem, was Fritz Losch ihr erzählte. Und sie dankte Gott, als Vater Segur, der erwacht war, sie mit seinem trockenen Husten aus der peinvollen Situation befreite.

„Wir wollen schlafen gehen", sagte Vater Segur, „es ist tiefe Nacht!"

*

Margot legte das Ohr an den Spalt der nicht völlig geschlossenen Türe, die die Küche mit dem Gastzimmer verband. Drinnen saßen an dem runden Tisch Edmond und dessen Freund, der junge Schlächter Remband. Margot hatte beide an ihrer Stimme erkannt. Da Vater Segur sich in den Stall begeben hatte, glaubten sie sich allein und unbelauscht. Und so besprachen sie mit halblauter Stimme einen Plan.

„Also heute abend um sechs auf dem Friedhof", sagte Edmond. „Abgemacht!"

„Wird er auch dort sein?" fragte der Schlächter.

„Ja, er muß alle Tage dienstlich nach C. Gegen sechs Uhr kehrt er zurück. Und am Friedhof muß er vorbei. Hinter dessen Mauer können wir uns vortrefflich verbergen."

„Gut," sagte der andere, „hast du einen Revolver?"

„Und ob! Sechsfach geladen!"

„Schön. Wir schießen zu gleicher Zeit. So können wir ihn nicht verfehlen!"

Sie tuschelten noch eine Weile miteinander, warfen ein Gelöstück auf den Tisch und entfernten sich dann.

Margot zitterten die Kniee.

Von wem hatten die beiden gesprochen?

Es war kein Zweifel darüber möglich, daß sie den Deutschen gemeint hatten. Dieser war es, der alle Nachmittage den dienstlichen Weg nach dem nur 15 Minuten entfernten Dorfe C. machte, wo mehrere Kompagnien deutscher Soldaten lagen. Und gegen diesen allein kehrte sich auch nur der Haß Edmonds.

Margot sank auf einen Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Sie weinte, weil sie den jungen Deutschen liebte. Und sie weinte aus Eifersucht, weil eine andere existierte, die seine Braut war. Und sie weinte aus dem Gefühle einer qualvollen Angst heraus, weil sie wußte, welche Gefahr seinem Leben drohte.

Oh, wie unglücklich war sie doch!

* * *

„Ach," dachte Margot, während sie daheim alles im Stich ließ, um dem Geliebten entgegen zu gehen, „wenn es mir doch gelänge, mit ihm zu sterben!"

Es regnete, und die finstere Dorfstraße war voller Kot. Margot achtete heute nicht. Nicht eine mal einen warmen Mantel hatte sie angezogen. Ihr Gesicht glühte. Und als sie die Friedhofmauer entlang ging, hinter der die zwei Wegelagerer verborgen waren, pochte ihr das Herz zum Zerspringen.

Endlich kam er. Sie lief auf ihn zu und ergriff unbeherrscht seine Hand. „Margot," sagte er überrascht, „was fällt Ihnen ein?" Da hielt es sie nicht länger. Sie fiel ihm um den Hals, weinte und gestand ihm, was sie wußte.

Er lächelte ungläubig und versuchte es, sie zu beruhigen. Das seien Phantasien. Die Kerle risikierten doch zuviel. Sei das Dorf nicht voller Soldaten? Und außerdem habe er einen Revolver. Hier. Den nehme er schußbereit in die Hand. Nun sollten sie es nur wagen!

So gingen sie weiter und waren dem Friedhof schon ganz nahe. Margot drängte sich zitternd an Fritz Losch. Sie hielt ihn mit dem rechten Arm umschlungen. Und sie bestand darauf, auf jener Seite zu gehen, die dem Friedhof zugekehrt war.

„So können sie nicht schießen," sagte sie erschauernd, „denn dann trüfen sie mich!"

Endlich waren sie bei der Mauer. Sie gingen ganz langsam. Fritz Losch lächelte und streichelte Margot den Arm. „Stehen Sie, Margot, wie harmlos es ist! Warum hatten Sie übrigens solche Angst? Siehe ich Ihnen denn so nahe?"

„Ja," flüsterte Margot.

„Kindchen, wieso?"

„Weil . . ." antwortete Margot.

Allein sie konnte nicht vollenden, denn es krachten rasch hintereinander mehrere Schüsse.

Margot schrie auf.

Fritz Losch fluchte und feuerte seine Waffe in die Finsternis ab.

Hinter der Mauer ergriffen die zwei Mörder die Flucht.

Jetzt erst wendete sich Fritz Losch Margot zu, die zu Boden gesunken war und wimmerte. . .

„Margot, sind Sie getroffen?" fragte er mit entsetzter Stimme.

Er mußte sich tief über die Gefallene beugen, um zu verstehen, was sie sagte.

Sie flüsterte: „Ja . . . Ich sterbe . . . Aber du lebst . . . Das macht mich glücklich . . . weil ich dich liebe!"

Aus der Welt der Frau.

Hast du Töchter, so bewahre ihren Leib und verwöhne sie nicht.

Jes. Sirach.

Eine Tochter, die noch unberaten ist, macht ihren Vater viel Wachens.

Jes. Sirach.

Eigenbrödler.

Eine nachdenkliche Geschichte aus unserer Zeit.

Von Fritz Arens (Bremen).

Der Zufall führte mich dieser Tage in eine Residenzstadt Nordwestdeutschlands. In der Reisehast betrat ich irgendeinen einfachen Barbierladen. Eifferig sprang der Meister hoch, eilfertig auch eine Frau, die meinen Hals mit weißem Linnen gütete und dann begann, mich einzuseifen. Auf meine fragenden Blicke, die zu dem rundlichen Meister wanderten, meinte dieser treuherzig:

„'s ist meine Frau. Ich werde nämlich in einigen Wochen eingezogen. Bin ungedienter Landsturmm. Da lernt meine Frau jetzt das Rasieren, Einseifen kann sie schon. Gehilfen sind nicht zu haben. Und das Geschäft dicht machen? Die Kundschaft verlieren? Nein, sagten wir uns. Man hilft sich aber, so gut man kann. Und meine Kundschaft bleibt uns nicht weg. Alle sagen: „Eine kleine tapfere Frau!"

Dabei blinzelten seine Aeuglein vergnügt zu ihr hinüber. Während der ungediente Landsturmmann — die Hand, die die schärfste aller Klingen führte, soll bald Bomben werfen — mich rasierte, schaute die Gattin lernbegierig zu und sagte dabei:

„Warum sollten wir Frauen wohl nicht mithelfen, wenn der Mann in den Krieg muß?"

Da öffnete sich plötzlich die Tür. Ein etwa vierjähriges Mädel hüpfte jauchzend herein, ein dick mit Butter bestrichenes Brot in der Hand.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191503285/fragment/page=0002